XXIII. Jahrg. Berlin, den 7. November 1914. Nr. 6.



Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1914.

Abonnementspreis (vierteljährlich 13 Nummern) M. 5.—, pro Jahr M. 20.—; unter Kreuzband bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 5.65, pro Jahr M. 22.60; Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der **VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 48,** Wilhelmstr. 3a, Fernspr. Lützow 7724.

Inseraten-Annahme durch die **Anzeigenverwaltung** der Wochenschrift „Die Zukunft" (Alfred Weiner) Berlin SW. 68, Friedrichstr. 207. Fernsp. Ztr. 8740 u. 9797 (s. a. vorletzte Umschlagseite).



Berlin, den 7. November 1914.

Wir helfen uns selbst.

Opera Anglia.

England (so schreibt aus Dänemark mir ein Britenfreund) „war stets der geschworene Feind der stärksten oder zum Machtgipfel emporstrebenden Festlandsmacht? In Ihrer Epistel ‚An die Engländer‘ haben Sies, im letzten Oktoberheft, gesagt. Gegen diesen Glauben zeugt aber mit starker Beweiskraft schon der Name Waterloo. Da hat England doch die stärksten Festlandsmächte gerettet und ihrem Todfeind den Untergang bereitet. Auch dürfte man, scheint mir, nicht behaupten, Friedrich der Große, dem England, wie Sie selbst erwähnen, während des Siebenjährigen Krieges Geld schenkte und lieh, sei vom Urtheil der Briten fast eben so schlecht behandelt worden wie jetzt der König von Preußen und Deutsche Kaiser.“ Dürfte man nicht? Von Waterloo habe ich im August hier gesprochen. Die stärkste Festlandsmacht war in dieser Zeit nicht Alexanders Rußland noch gar Franzens Oesterreich; und den Aufstieg Preußens, das sich nur langsam von seinen Wunden erholte, hat, auf dem Wiener Kongreß, England gehemmt. Das, Herr Däne, war gegen die stärkste Festlandsmacht: Bonapartes. Gegen den Mann, der es vernichten (in seiner Sprache: „befreien“), nach London marschiren und sich den Inseln als Herrn aufzwingen wollte. Deshalb ließ er vor Cherbourg den Deich vollenden, mit zwanzig Geschützen schwersten Kalibers besetzen, aus Granitblöcken einen Thurm bauen, der eine Kaserne, ein Pulvermagazin und vier Batteriereihen aufnehmen konnte, und aus dem Fels ein Becken höhlen, das fünfzehn Kriegsschiffen Raum bot.

Deshalb ließ er die Häfen von Vlissingen (das „uneinnehmbar" werden sollte), Gravelingen, Dünkirchen, Calais, Dieppe und Boulogne („das mindestens zweitausend Schiffe fassen muß") verbessern und wandte, sieben Jahre lang, große Summen an den Ausbau des Hafens von Antwerpen („der ins Herz Englands zielenden Pistole"). Die Pariser fanden die Vorstellung eines Einbruches in England drollig und zwinkerten einander lustig zu, wenn auf der Bühne ein beliebter Komiker Nußschalen durch ein Waschbecken zerrte und feierlich ins Schauhaus rief: „Ihr werdet mein Spielchen mit der Flotte noch anstaunen lernen!" Bonaparte aber war auf diesen Plan stolzer als auf irgendeinen anderen. Noch auf Sankt Helena sprach er zu dem Grafen de Las Cases: „Pitt hat davor gezittert. Er fühlte, daß die englische Oligarchie niemals von solcher Lebensgefahr bedroht gewesen war, und hetzte, um sie abzuwehren, mir die Festlandsmächte auf den Hals. Ich hatte Alles vorbedacht. Meine Schiffe so vertheilt, daß die Engländer ihnen in alle Ecken und Winkel der Welt nachrennen mußten; sie insgeheim aber plötzlich zurückgerufen. Siebenzig Schiffe im Aermelkanal, dreitausend Kähne zum Ein- und Ausschiffen, das hunderttausend Mann Wochen lang übten: die Ausführung des Planes mußte gelingen. In England, wo ein großer Teil des Volkes die Befreiung vom Joch der Klassenherrschaft ersehnte, brauchte ich nur eine Schlacht; der Sieg, der sicher war, brachte mich nach London und der Zauberklang der Worte ‚Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit' hätte mir mit Magiergewalt Freunde geworben. Mit dem Heer von Austerlitz, dem besten, das die Erde je kannte, wäre ich, vier Tage nach der Landung, in London eingezogen; als Befreier, nicht als Eroberer. Ich hätte gehandelt wie Wilhelm der Dritte" (der Oranier, der, nach der Landung in Torbay, seinen Schwiegervater, Jakob den Zweiten, vom Thron stieß, 1689 König von Großbritanien wurde und bis in die Tage des Spanischen Erbfolgekrieges das stärkste Bollwerk gegen den Erobererdrang der Bourbons blieb); „nur edler und ohne seine Eigensucht. Das Heer hätte sich in London eben so streng in Zucht gehalten wie in Paris und ich hätte nicht einmal eine Entschädigung von den Kriegskosten gefordert. Wir wären ja als Befreier, als Brüder gekommen. Ich wußte, daß Franzose und Engländer sich nach zwei Monaten als Brüder fühlen würden. Nie ward ein

Plan gehegt, der, ohne dem Urheber Nutzen bringen zu sollen, der Kultur solchen Segen verhieß. Doch immer waren die Elemente wider mich. Das Meer, der Winter, die Flammen von Moskau: Wasser, Luft, Feuer wollten die Wiedergeburt der Menschheit hindern und wandten sich drum vereint gegen mich." Dieser Mann hat England gehaßt wie Keiner vor ihm, kaum Einer nach ihm. „Castlereagh der Minister eines freien Volkes? Der Wesir der unter dem Decknamen ‚Heilige Alliance' gegen ihre Völker verbündeten Könige ist er. Ein Lügner. Selbst das Parlament hat er angelogen. Mir hat er Worte in den Mund gelegt, die ich nie gesprochen hatte. Unwahrhaftigkeit ist sein Geschäft. Er schämt sich nicht, Rußland, den natürlichen Gegner Britaniens, zu vergrößern und, als wäre nur England der Freiheit würdig, dem ganzen Festland Ketten zu schmieden. In der selben Zeit aber stiehlt er auch den eigenen Landsleuten mählich alle Rechte, die Freiheit verbürgen." Um den gefährlichsten Gegner zu überwinden, mußte England eine Wegsstrecke mit den Festlandsmächten gehen. „Gerettet" hat es sie nicht. Waterloo (uns, lieber Leser in Kopenhagen, heißt die Schlacht nach dem Pachthof La Belle Alliance) war nicht Wellingtons Sieg, sondern Blüchers. Wenn Sie Treitschke mißtrauen (dessen Schlachtschilderung nach denen Tolstois, Stendhals, Zolas noch lesenswerth bleibt): wir haben Zeugen, die selbst Herr Lloyd George nicht verdächtigen könnte. Am vierten Juli 1816 sagt, vor dem Ohr des Grafen Montholon, der Britenadmiral Malcolm zu Napoleon (der, nach dem Befehl des Sir Hudson Lowe, nicht mehr Kaiser genannt werden darf): „Während der Schlacht bei Waterloo befahl mir der Herzog von Wellington, alles für die Wiedereinschiffung seiner Truppen Nöthige vorzubereiten. Er hielt die Schlacht für verloren und wollte sich nur noch den Rückzug mit Kriegerehren sichern. Da erschien Blücher auf dem linken Flügel und wandelte die Niederlage in einen Sieg." Wellington selbst schreibt an den König der Niederlande: „Ich müßte meine Ueberzeugung verleugnen, wenn ich nicht zugäbe, daß der glückliche Ausgang des gefährlichen Streites der pünktlichen und treuen Hilfe zu danken ist, die Marschall Blücher mit dem preußischen Heer mir leistete." Blücher: „In Verbindung mit meinem Freund Wellington habe ich Napoleon das Garaus gemacht. Wo er hingekommen, weiß kein Mensch. Seine Armee

ist völlig en de Routt (en déroute), seine Attelleri in unseren Händen. Ich denke, die bonaparitische Geschichte ist nun so ziemlich wieder zu Ende." Aus seinem Tagesbefehl vom neunzehnten Juni 1815: „Das Schicksal des Tages schwankte furchtbar, als Ihr aus dem Euch verbergenden Wald hervorbrachet, gerade im Rücken des Feindes; mit dem Ernst, der Entschlossenheit, dem Selbstvertrauen geprüfter Soldaten donnertet Ihr in des Feindes erschrockene Reihen hinein und schrittet auf der Bahn des Sieges unaufhaltsam vor. Empfanget meinen Dank, Ihr unübertrefflichen Soldaten, meine hochachtbaren Waffengefährten! Nie wird Preußen untergehen, wenn Eure Söhne und Enkel Euch gleichen!" Bonaparte: „Wellingtons Soldaten waren trefflich, des Feldherrn Dispositionen aber (wenn er überhaupt solche hatte) erbärmlich. Er hat Riesenfehler gemacht und ich möchte wissen, was, ohne den alten Blücher, dem er zu höchstem Dank verpflichtet ist, aus seinem Ruhm geworden wäre. Ich wäre gewiß nicht auf dieser Insel." Arndt: „Den achtzehnten Juni haben die Preußen entschieden, wie unverrücklich herrlich auch die Engländer als Felsen im Kanonengewitter gestanden haben." Treitschke: „Drei grundverschiedene Epochen der europäischen Kriegsgeschichte traten in den Ebenen von Brabant auf den Kampfplatz. Hier das achtzehnte Jahrhundert, das Söldnerheer Altenglands; dort das Zeitalter der Revolution, das Berufssoldatenthum der demokratischen Tyrannis; da endlich die neuste Zeit, das preußische Volk in Waffen. Jede der drei Armeen entfaltet in einem ungeheuren Ringen ihre eigenste Kraft und jede wird geführt von dem Feldherrn, der ihrem Charakter entspricht. Da Blücher und Gneisenau, die Helden des stürmischen Völkerzornes; dort der gekrönte Plebejer; hier endlich jener Wellington, der damals von Münster und den Hochtories als der größte Feldherr des Jahrhunderts gefeiert wurde, uns Nachlebenden aber als der letzte großartige Vertreter einer völlig überwundenen Kriegsweise erscheint." So war Waterloo; war die englische „Rettung" Europas. Als Erdtheilsretter war ja schon ein Jahr zuvor Blücher in London bejauchzt worden. Ich begreife nicht, schrieb er an sein Malchen, „daß ich noch lebe. Das Volk hat mich beinahe zerrissen. Man hat mich die Pferde ausgespannt und mich getragen. Wider meinen Willen bin ich vor den Regenten sein Schloß gebracht und von ihm empfangen worden, wie ich es nicht

beschreiben kann. Er hing mich am dunkelblauen Bande sein Portrait, was sehr reich mit Brillanten besetzt war, um den Hals und sagte: ‚Glauben Sie, daß Sie keinen treueren Freund auf Erden haben als mich‘. Ich logire bei ihm. Das Volk trägt mich auf Händen; ich darf mich nicht sehen lassen, so machen sie ein Geschrei und sind gleich zehntausend. In Montirung darf ich gar nicht erscheinen. Ich kann nicht mehr schreiben, denn ich bin völlig betäubt.“ Als die Universität Oxford ihn zum Ehrendoktor der Rechte ernannt hatte, rief der Alte: „Na, wenn ich Doktor sein soll, müssen sie den Gneisenau wenigstens zum Apotheker machen; denn er hat die Pillen gedreht, mit denen ich die Franzosen behandelt habe.“

Zweite Frage: Wie ist Friedrich der Große von den Briten beurtheilt worden? Er wollte sich einer englischen Prinzessin vermählen, schätzte als Erwachsender das Britenwesen sehr hoch und zog ja überhaupt die Kultur der westlichen Länder der Deutschlands vor. (Lichtenberg: „Keine Nation fühlt so sehr wie die Deutschen den Werth von anderen Nationen und wird, leider, von den meisten eben wegen dieser Biegsamkeit wenig geachtet. Mich dünkt, die anderen Nationen haben Recht: eine Nation, die allen gefallen will, verdient, von allen verachtet zu werden. Die Deutschen sind es auch so ziemlich. Die Ausnahmen sind bekannt und kommen nicht in Betracht, wie alle Ausnahmen.“) Nach den Siegen bei Roßbach, Leuthen, Zorndorf ist Friedrich Englands Held und die Londoner beleuchten an seinem Geburtstag die Fenster und Hausfronten. Den noch Lebenden aber zeigt schon Hogarth auf einem Kupferstich als neuen Nero. Pitt hat gesagt, das Verfahren der Großmächte gegen Friedrich sei „hinterlistig, trugvoll, gemein, verrätherisch“ gewesen. Philipp Stanhope, Viscount von Mahon, nennt aber in seiner „Geschichte Englands vom Frieden von Utrecht bis zum Frieden von Versailles“ nicht nur Fritzens Gedichte „die erbärmlichsten Reimereien“ und seine Prosaschriften Werke, „deren unerträgliche Langweiligkeit nur durch die eingestreuten Gotteslästerungen ein Bischen Leben erhält“, sondern auch den König selbst „eitel, undankbar, selbstsüchtig, unwahrhaftig, ohne Ehrgefühl und der gemeinsten Niedertracht fähig.“ Ein Großneffe Pitts und Sohn des Stanhope, der Kaspar Hauser in seine Familie aufnehmen wollte und später der Lüge zieh. Macaulay schilt den Preußen „habgierig, gewissenlos, verlogen“ und ruft: „Die

durch Friedrichs Ruchlosigkeit bewirkten Uebel wurden bis in Länder empfunden, die Preußens Namen nicht kannten. Damit Friedrich einen Nachbar, dem er Hilfe zugesagt hatte, ausplündern könne, fochten schwarze Menschen auf der Küste von Koromandel, skalpirten einander rothe Menschen an den großen Seen Nordamerikas." Daß Friedrich Schlesien erobert hatte, galt den Ausbeutern und Knechtern Indiens, den Zeitgenossen der Lord Clive, Warren Hastings und der Ostindischen Compagnie als unsühnbares Verbrechen. Elf Jahre nach der Veröffentlichung seiner Schmähschrift „on Frederick the Great" wurde Macaulay, unter Friedrich Wilhelm dem Vierten, Ritter des preußischen Ordens Pour Le Mérite, der Fritzens Namenszug trägt. Bald danach schrieb Häusser: „Macaulays Darstellung verunglimpft auf unverantliche Weise das Andenken eines großen Deutschen." Auch Lecky heißt in seiner „Geschichte Englands" den König einen Verräther, Eigensüchtling, Plünderer und behauptet, wider alle geschichtliche Wahrheit, Friedrich habe Dresden beschossen, um sich an den wehrlosen Einwohnern dafür zu rächen, daß er die Wälle der Stadt nicht zu bezwingen vermochte. „Großmuth und Ehrgefühl waren ihm fremd. Sein einziges Ziel war die Weitung des seiner Herrschaft unterthanen Landes. Von Vaterlandliebe im höheren, eigennutzlosen Sinn war wenig oder nichts in ihm. Für die edlen Seiten des deutschen Wesens, für den Sonnenaufgang des deutschen Geistes fehlte ihm jedes Gefühl." Buckle urtheilt, Friedrichs große Fähigkeiten seien „durch das stete Verlangen, seinen Nachbarn Vortheile abzulisten, und durch den Trieb in niedrige Raubgier befleckt worden." So hochmüthig, verständnißlos und roh, zürnt Treitschke, „hatten selbst die Franzosen, die den Philosophen von Sanssouci doch immer gelten ließen, noch nie über Preußen abgesprochen; und der glänzende Essayist Macaulay sagte hier, wie überall, nur, was der Durchschnitt seiner gebildeten Landsleute dachte." Pitt selbst ließ das Geld, das er dem König spendete, reichen Zins tragen; er benutze Friedrich als den starken Degen wider die festländischen Großmächte, erfüllte aber den Pakt nicht, der ihn verpflichtete, in die Ostsee Kriegsschiffe zu senden, die Schweden abwehren und Rußlands Angriff erschweren sollten. Und woher die Wuth? Aus Deutschland hatte die hannoverische Herrscherfamilie den Mißmuth gegen das arme, aber kräftige

Preußen auf den Britenthron mitgebracht. Fritz wollte die englische Kaperei nicht stumm dulden; brauchte, verbrauchte viele Truppen und verbot deshalb die Söldnerwerbung fürs Ausland; scheute sich nicht, dem jungen amerikanischen Freistaat, der sich von Mutter Britania lösen wollte, seine Gunst zu zeigen, und war der Zuchtmeister Steubens, der das amerikanische Heer organisirte; obendrein: als Freigeist, Kirchenfeind und Gönner Voltaires den seit 1760 in England mächtigen Methodisten ein Gräuel, bald der Antichrist in leibhaftiger Gestalt. Was er im Frieden, für Ackerbau und Gewerbe, Landrecht und Staatshaushalt, Bodenpflege und Schule leistete, wurde von Engländern nicht anerkannt. Die sahen nur die harte Straffheit fritzischer Verwaltung und höhnten das Volk, das, im Kleinsten und Größten, solche Vormundschaft dulde. Als Emil Du Bois-Reymond in der Berliner Akademie der Wissenschaften von dieser „anglocentrischen Weltperspektive" gesprochen, doch als höflich Weiser sogar gesagt hatte, „Englands Größe beruhe zu einem guten Theil auf diesem kräftigen, meist unbewußten Egoismus, wie ihn auch das Römervolk besaß", da noch wurde er, 1883, in der „Edinburgh Review" schroff getadelt, weil er „den treulosen, heuchlerischen, verlogenen Länderdieb" Friedrich zu vertheidigen wage; wurde die im Haus Hohenzollern erbliche Politik, deren Werk auch die Gründung des Deutschen Reiches sei, die Schmach Europas genannt. Viel Schlimmeres steht jetzt auch über Wilhelm den Zweiten nicht auf englischem Papier.

Fritz, Turenne, Bonaparte.

In dem Heftchen, in das der junge Lieutenant Napoleon Bonaparte seine Wissenschaft von der Erdkunde eintrug, lautet die letzte Notiz: „Sankt Helena, kleine Insel im Atlantischen Ozean; gehört den Engländern." Dorthin hat ihn, achtundzwanzig Jahre danach, das englische Linienschiff „Northumberland" gebracht; nach einem Vierteljahrhundert ungeheuren Erlebens den Kaiser, den zwiefach Ueberwundenen, in Ohnmacht Geknebelten. Dort hat er jede Rettungmöglichkeit besonnen, promethisch gerast, aber auch den feinsten Auszug seines Wollens und seiner Vorstellung vermocht. Während des großen Krieges, über dessen Strategie und Taktik auch der Verständige jetzt nichts sagen dürfte, das von den Inselgefährten, den Gourgaud, Las Cases, Montholon, O'Meara,

Notirte wieder zu lesen, ist schmerzlicher Genuß. „Wenn meine Schelde-Flotte, nebst denen von Brest und Toulon, in Irland dreißigtausend Mann gelandet hätte, wäre England von bleichem Schreck überfallen worden. Um seine Küste zu schützen, mußte es, während auf irischem Boden gekämpft wurde, ein Landheer aufstellen und einen Theil seiner Geschwader vor den Dünen und der Themsemündung in Bereitschaft halten. Meine Flotten konnten sich dann vereinen, vor Boulogne fünfhundert Kähne, Prahme, Schaluppen, Flöße finden, auf die schon hunderttausend Mann mit Artillerie, Pferden und anderem Kriegsgeräth verstaut waren: unter dem Schutz der Linienschiffe, die das auf den Kähnen nicht Unterzubringende an Bord nahmen, konnte nach ein paar Tagen Alles in England ausgeschifft sein. Kein billigeres, kein der englischen Macht schädlicheres Mittel war zu erdenken." Immerhin wars der tollkühne Plan eines Hasardspielers; und solcher Menschenart dürfte, auch wenn sie genialisch scheint, das Heer und das Schicksal eines Reiches niemals anvertraut werden: weil ihr im Hirn eine Hemmung, eine Bremse fehlt und sie gewöhnt ist, eigene und fremde Barschaft hastig auf einen Kartenzufall zu setzen. König Fritz war, schon als junger Feldherr, von anderem Schlag; wog fast immer geduldig, ehe er wagte. Wie hoch er ihn schätzte, hat Bonaparte in Longwood oft ausgesprochen. „Truppen sind nicht weniger launisch als Frauen. Die besten waren, nach den Lehren der Geschichte, wohl die Karthager unter Hannibal, die Römer unter den Scipionen, Alexanders Makedonen und Friedrichs Preußen. Das Glück hat Friedrich oft auch da begünstigt, wo er Fehler gemacht hatte. Schon im alten Athen wurde die Wahrheit des Satzes erkannt: Mehr als ein vom Hirsch geführtes Löwenheer leistet das Hirschenheer, das ein Löwe führt. Hauptregeln der Kriegskunst hat nie ein Feldherr ungestraft verletzt. Vor der festen Stellung eines feindlichen Heeres darf man keinen Flankenmarsch machen. Die Flügel eines Heeres dürfen nie so weit von einander entfernt werden, daß der Feind sich in den Zwischenräumen festsetzen kann. Zur Schlacht soll man alle erlangbaren Streitkräfte zusammenziehen; ein Bataillon kann den Sieg entscheiden. Prinz Heinrich von Preußen vergaß 1762 die Pflicht, alle Theile einer Armee so zu lagern, daß sie einander stets Hilfe bringen können; er hatte sein Heer auf einer langen Linie verdünnt, war an keiner

Stelle stark genug und wäre geschlagen worden, wenn Reichstruppen die Preußen zu besiegen vermocht hätten. Ungemein wichtig ist, die Linie der Operationen unter allen Umständen zu halten und sie unter keinen muthwillig zu verlassen. Daß er sie verließ, war Friedrichs Fehler bei Kollin. Hätte der König einen anderen Gegner gehabt als den Marschall Daun, der nach der Schlacht zwölf Tage lang in seinem Lager blieb, um Tedeum zu singen, dann hätte Friedrich sich nicht wieder erholt. Bei Zorndorf machte er vor dem linken Flügel der Russen einen Flankenmarsch, um den rechten anzugreifen. Die Russen brachen die Flanke der Angreifer auf und Alles schien verloren, bis der kühne und scharfsichtige Seydlitz mit seiner unübertroffenen Reiterei die Schlacht rettete. Die vielfach erörterte, schräge Schlachtordnung' hat Friedrich gar nicht angewandt. Auf dem potsdamer Paradefeld lachte der alte König ins Fäustchen, wenn er fremde Offiziere über dieses Manöver schwatzen hörte, mit dem höchstens einzelne Generaladjutanten sich brüsteten, um ihr Ansehen zu verbreitern."

Turenne hatte sich nach seiner Niederlage bei Réthel mit dem französischen Hofe versöhnt, ihn nach Paris zurückgeführt und kämpfte 1653 an der Somme und Oise (wo jetzt wieder gefochten wird), zwischen Sedan, seiner Vaterstadt, und Stenay, dem Centrum unserer Kronprinzen-Armee, gegen die Spanier. Dieser Feldzug, sagt Bonaparte, war besonders lehrreich. „Der große Feldherr Turenne hat sich oft verschanzt, doch nie die Ingenieurkunst ganz ausgenützt, weil er nirgends genug Fußvolk hatte und mit den Reitern nichts Rechtes anfangen konnte. Viele Soldaten fragen noch, welchen Werth Feldbefestigungen und Pioniercorps eigentlich haben. Die Gegenfrage muß lauten: Wie soll man ohne verschanzte Stellung und Geniecorps stärkere oder gleiche Kräfte überwinden? Achill war der Sohn einer Göttin und eines Sterblichen. Darin sehe ich das Bild des Kriegergenius. Wille, Geist, Talent, die ganze Wesenssumme ist göttlichen Ursprunges; irdischen die Geschicklichkeit zur Wahl der Waffen, Stellungen, Verschanzungen, zur ganzen Anordnung des für den Kampf nöthigen Gerätes." Turenne nahm Stenay, das jetzt nicht mehr Festung ist, und entsetzte das von den Spaniern belagerte Arras. Vor Dünkirchen deckte er sich durch Umwallunglinien, aus denen er vorbrach, um das Entsatzheer Juans von Oesterreich zu schlagen.

Bonaparte: „Hätte der Herzog von York, als er 1794 Dünkirchen belagerte, sich auch so gedeckt, dann wäre er nicht gezwungen worden, durch die Beobachtungarmee die Verbindung mit Ypern zu sichern; dazu hätte die Belagererarmee genügt, deren Linien die Franzosen vor dem Fall der Festung nicht brechen konnten. Turenne blieb stets zwei starken Grundsätzen treu, deren erster warnt, Stellungen, die man durch Umfassung nehmen kann, von der Front aus anzugreifen, und deren zweiter räth, niemals zu thun, was der Feind wünscht; niemals: weil er es wünscht. Das Schlachtfeld, das er durchforscht hat und genau kennt, muß man meiden; noch falscher ists, auf dem vom Feind befestigten Feld sich zur Schlacht zu stellen. Die Dünenschlacht bei Dünkirchen (nach der er Dixmuyden, Nieuport, Oudenarde, alles Land zwischen Lys und Schelde eroberte) war Turennes größte That. Danach aber mußte er, als Herr der See, einen großen Schlag wagen und Brüssel nehmen. Das hätte Frankreichs Waffen neuen Glanz verschafft und den Friedensschluß beschleunigt. Turenne vergaß, daß man die Gunst des Glückes ausnützen muß, so lange sie währt. Fortuna ist ein Weib und wird jedes Günstlinges einmal überdrüssig."

Feldnotizen.

„Deutsche Soldaten! Eure Offiziere lügen, wenn sie Euch sagen, daß die Franzosen Gefangene erschießen oder mißhandeln. Das ist nicht wahr. In den umliegenden Wäldern haben wir Nachzügler aus drei Corps zu Hunderten gefangen: und alle werden gut behandelt und erhalten täglich eine gesunde und reichliche Nahrung. Diejenigen unter Euch, die von den Strapazen des Krieges müde, dieses erbärmlichen Lebens überdrüssig sind und nicht mehr von Offizieren als dummes Vieh behandelt werden wollen, können sich ohne Angst den französischen Vorposten unbewaffnet melden. Es soll ihnen kein Schade geschehen." In einem erstürmten Schützengraben fanden unsere Krieger auf einem sauberen Bogen, in deutscher (blauer) Maschinenschrift, diese Sätze. Die werden nicht schaden. Der deutsche Krieger denkt an die fürs Vaterland zu erfüllende Pflicht inniger als an seines Leibes Behagen; wird, wo es irgend geht, gut genährt und nirgends schlecht behandelt. Höret nur, wie in den Krankenhäusern die verwundet Heimgeschickten von ihren Lieutenants und Hauptleuten schwär-

men; höret sie erzählen, wie Gardegrafen mit Wasserkrügen in den Graben kommen und jeden Schützen laben; wie eng, trotz straffer Zucht, Kameradschaft im Feld dieser Menschheit Glieder, gebietende und ausführende, verbindet. Die Franzosenrechnung wird am Ende nicht stimmen; die Zahl Derer, die sich aus freiem Willen ergeben, auch im längsten Krieg winzig bleiben. Nicht angenehm scheint empfunden zu werden, daß in einzelnen Corps- und Armeebefehlen gegen einen der zu bekämpfenden Feinde den Truppen besonders heftiger Angriff empfohlen wird. „Die Weisung mag aus noch so gerechtem Zorn kommen: sie wirkt verwirrend auf die Leute. Jeder, der solchen Befehl gehört hat, möchte im Kampf mit der Nation zu thun haben, die sein hoher Vorgesetzter als der härtesten Strafe bedürftig nannte. Findet er diese Sippe nicht, dann macht ihm der ganze Kram keine Freude und er ist nur noch mit halbem Feuer dabei. Im Kriege gegen drei Verbündete darf es keinen Unterschied geben. Wer gegen uns im Feld steht, ist ‚der Feind' und muß, Franzos, Belgier, Brite, mit allem Aufgebot teutonischer Wuth gepackt und geschlagen werden. Lassen wir uns auf Werthunterscheidung und Abstufung des Angriffsungestümes ein, dann zersplittert die Kraft der Mannschaft."

Beträchtlicher scheint mir eine Lehre, die dem Leser französischer, englischer, belgischer (jetzt in London erscheinender) Blätter sich aufdrängt. Der Deutsche schreibt, auch im Feld, noch zu viel. Der schöne Drang, zu weltlichen und überweltlichen Dingen sich ins rechte Verhältniß zu setzen, Eindrücke zu erhalten, Stimmungen auszustöhnen oder auszujauchzen, über Befehl und Ausführungmöglichkeit, Vorgesetzte und Kameraden zu raisonniren (das Wort soll im Ursinn, nicht nur mit der Nebenbedeutung von „Schimpfen", verstanden werden), treibt ihn allzu oft in dienstfreien Stunden zur Beschreibung von Briefbogen und Tagebuchblättern. Fällt er danach, gesund, verwundet, gar leblos in die Hand des Feindes, so steckt in seinen Taschen, seinem Tornister oder Helmleder, was nur deutsche Augen jetzt lesen dürften. Befehle, die sagen, an welchem Tag ein bestimmter Punkt genommen werden sollte (er ist vielleicht noch nicht genommen worden), von einem Manöver, das der Feind nicht verstand, ein Schleierzipfelchen lüpfen und taktische Absicht andeuten. Notizen, die den Zustand eines Lagers, Quartiers, Grabens, einer Batterie oder Bri-

gabe dem Gedächtniß einprägen sollten. Noch nicht abgeschickte Briefe, deren Schreiber Verwandten und Freunden ein Bild seines Erlebnisses skizziren wollte. Menschenwerk; das Schreibwerk furchtbar angestrengter, auf Schritt und Tritt von Geschossen umdräuter Menschen: manchmal also der Ausdruck des Aergers und verdrossener Müdheit, die hinter schwarzen Wolken nicht den Himmel sieht. Auch aus der Heimath empfangene Briefe können, wenn sie von Geschäftsrückgang, Preissteigerung, Arbeit zur Landesvertheidigung berichten, dem Finder nützlich werden. Armeeoberkommando und Generalstab sind so schwer belastet, daß sie vielleicht nicht merken, wie gut der Feind mit Nachrichten bedient wird und wie oft ihm aus Fundstücken Kenntniß kommt. Aus der Presse wirds wahrnehmbar. Manchem veröffentlichten Brief riecht jede ein Bischen feine Nase die Fälschung an. Viele erweist die Prüfung als echt: und sie sagen, was nicht in Feindesohr taugt. Das konnte, kann, wird der Schreiber nicht ermessen. Ein Beispiel. Langwieriges Gerede der feindlichen Presse über das einem toten Gefreiten abgenommene Tagebuch, aus dem hervorgehen soll, daß die Skoda-Mörser (30,5), mit deren Darleihung Oesterreich-Ungarn seine Mitwirkung im Kriege gegen die Westmächte markirte und deren bewegliche Schlankheit vor ein paar Festungen recht nützlich wurde, sammt der Bedienungmannschaft schon im Feld waren, als die Vertreter Franz Josephs noch friedlich in London, Paris, Brüssel saßen. „Schnödester Völkerrechtsbruch! Schauet die Listen der Bestie!" Der Fall ist nicht vereinzelt. Und so hart uns die Pflicht dünkt, den Mittheilungdrang deutscher Krieger zu hemmen: Nothwendigkeit befiehlt. Der gehorcht unsere Mannschaft williger als jede andere. Schillers Feldherr rühmt sich, daß er nichts Schriftliches von sich gab. Nichts Schriftliches bei sich zu tragen: sei morgen die Losung. Das Uebel (ich kanns nur leis berühren) schadet dem Heer; das Heer wird ihm wehren.

Diesem Heer wird, noch immer, Gräuelthat nachgesagt. Franzosen und Belgier von Weltruf setzen ihre Namen unter die Behauptung, es habe Schlösser ausgeraubt, Juwelierläden, Spitzenlager geplündert, Mädchen geschändet, Kinder geschlachtet, Weiber, Greise, Krüppel als Deckungmannschaft ins Feuer vorausgeschickt. Unter Millionen sind, überall, auch Wildlinge und rohe, in Verbrechen neigende Gesellen. Wer den deutschen Menschen

kennt, wird dem berühmtesten Angeber nicht glauben, daß auf unserem Felde dichteres Unkraut sei als auf dem der Feinde. Mit Namen und Daten fand ich (nach dem Bericht der Belgierkommission über die Beschießung von Loewen) nicht einen Fall belegt. Dennoch: draußen wirkt, was Senatoren und Akademiker schreiben. Wärs nicht möglich, in jedem von Deutschen besetzten Ort durch Erlaß des Befehlshabers öffentlich zur Anzeige jeder Truppenungebühr aufzufordern, strenge Untersuchung und Vernehmung aller Thatzeugen zuzusagen und den Erlaß in die Hauptzeitungen zu setzen? Dann wäre der Ruf unseres Heeres sicherer geschirmt. Im Jahr 1871 bestimmten Anschuldigungen von der jetzt ringsum hörbaren Art den (ins Hauptquartier des Kronprinzen zugelassenen) bedächtigen Gustav Freytag zu einem hübschen Aufsatz, dessen erste und letzte Sätze ich heute wiederholen möchte. „Vier Jahrtausende geschichtlichen Lebens sind nöthig gewesen, bevor in der sittlichen Empfindung kultivirter Völker der große Grundsatz herausgebildet wurde: Privateigenthum der Feinde, so weit es nicht den Zwecken des Krieges dient, ist unverletzlich. Kein großer Fortschritt der Menschheit wurde so theuer erkauft wie die edle Lehre, daß Leben, Ehre, Freiheit, Habe des Nichtkämpfers in Feindesland geachtet werden müsse; Ströme von Blut sind vergossen, unsägliche Trübsal von hundert Geschlechtern vergangener Menschen ist darum geduldet worden. Wir Deutsche haben für die menschliche Schonung des Feindes im modernen Krieg wohl am Meisten gethan. Jede Verwilderung und jede Verwirrung der Sitte und Ehrlichkeit, welche der Krieg in unser Heer bringen könnte, würde dem Werk unseres Lebens schaden. Der Deutsche mag dem Franzosen gerade ins Auge sehen, wenn er ihm mittheilt, wie die Verwüstung eines Schlosses durch die wechselnde Besatzung nicht zu verhindern war; aber wir beneiden den tapferen Mann nicht um seine Empfindungen, wenn er den Franzosen händeringend vor dem leeren Rahmen stehen sieht, der einst das Bild seiner Tochter umschloß. Unseren Lieben, Offizieren und Mannschaften unseres Heeres, rufen wir innig zu: Wir sind stolz und glücklich über Eure Kriegsthaten. Erhaltet Euch auch als Menschen der Nation werth und ehrwürdig! Kehrt aus diesem furchtbaren Krieg mit lauterem Gewissen und mit reinen Händen zu uns zurück!“ Was zur Verbür-

gung würdigen Betragens geschehen konnte, ist im preußischen Heer stets geschehen. Napoleons Soldaten hatten aus Köln einen Rubens, aus Aachen einen Theil der Reichskleinodien und ein Holzbild Karls des Großen, aus Heidelberg alte Handschriften, aus Kassel viele Gemälde, aus Berlin die Siegesgöttin (vom Brandenburger Thor), Bilder und Münzen, aus Fritzens potsdamer Handbibliothek wichtige Bände geraubt. Preußens Heer hat den französischen Museen kein Stück genommen (der Rath von gestern, Kunstwerke, „als Entschädigung", wegzunehmen, klang, verklang wie das Gelall eines bösen Narren.) Auf das Porzellangeräth für vierzig Personen und auf die Bonapartebilder, „von dem berühmten Mahler David gemahlen, alle in Lebensgröße und ihm zu Pferde", glaubte Blücher, als er sie aus Paris an sein Malchen schickte, gewiß Besitzerrechte zu haben. Nach dem zweiten Einzug in Paris befahl er: „Alle Franzosen sind mit Ernst und Kälte zu behandeln; aber jede muthwillige Beleidigung von unserer Seite soll streng bestraft werden. Ich erwarte, daß sich die Armee nicht durch Uebermuth entehren, sondern auch als Sieger menschlich und bescheiden betragen werde." 1815. Nach Sedan und dem Straßenkampf von Bazeilles sagt in Reims, an Bismarcks Tisch, der amerikanische General Sheridan: „Die richtige Kriegführung muß dafür sorgen, daß mit dem Heer auch die Bewohner des feindlichen Landes leiden und ihnen nichts bleibe als die Augen, das Kriegselend zu beweinen. Dann sehnen sie sich nach dem Frieden und bestürmen ihre Regirung so lange, bis sie ihn schließt." Preußens und Deutschlands Volk in Waffen blieb weitab von so „richtiger" Kriegführung; wird ihr auch fortan immer fern bleiben.

(Auch im Leben der Völker wiederholt sich Alles. Sogar die jetzt so laut durchs Land schnaubende Klage über die Feldpost ist schon hundert Jahre alt. Aus Schweidnitz schrieb der Vater eines Gardejägers an Blücher: „Ich bitte Sie um Alles in der Welt, liebster Herr Blücher, Excellenz, General Vorwärts, was ist für eine infame Konfusion mit dem Feldpostamt! Korrigiren Sie die Kerls doch einmal; aber nach alter preußischer Manier. Sie verstehen schon, wie ichs meine. Es ist, um die Schwerenoth zu kriegen, wenn man den Kindern, die fürs Vaterland streiten, was schickt und sie nichts bekommen. Eure Excellenz werden den Kerls ein Donnerwetter auf den Hals schicken. Deshalb habe ich Ihnen ge-

schrieben; denn ich weiß, daß mit dem Alten nicht viel zu spaßen ist.“ Der Wütherich war ein Schornsteinfeger. Wer aber hörte gestern nicht seine Damen im selben Ton schelten?)

Die Künstler.

Am ersten Novemberabend träumte und focht, liebte und starb auf der berliner Hofbühne des Königs von Preußen die Jungfrau von Orleans. Die Lothringerin, die Frankreich zum Sieg führt und in der Kathedrale von Reims ihren König krönt. Freilich: sie kämpft gegen Briten. „Frankreich wird nimmer Englands Fesseln tragen. Eher wird es ein weites Grab für Eure Heere sein.“ General Lionel, der (wunderliche) Frenchy von 1429, schmäht die Franzosen: „Ich spotte dieser Weichlinge! Wir haben sie vor uns hergescheucht in zwanzig Schlachten, eh' dieses Heldenmädchen für sie stritt. Das ganze Volk veracht' ich bis auf Eine: und Diese haben sie verbannt.“ Die heute Belgier heißen, stehen, neben Engländern und Burgundern, mit „unermeßlichem Geschütz“ wider Frankreich: „Die Lütticher, Luxemburger, die Hennegauer, die vom Lande Namur und die das glückliche Brabant bewohnen, die üppigen Genter, die in Sammet und Seide stolziren.“ Immerhin ist die Zumuthung seltsam, just in diesen Tagen sich für Frankreichs Größe und Kriegerruhm zu begeistern. Obs den an der Marne (wo Schillers Johanna den Burgunderherzog ihrem König versöhnt) und an der Aisne, bei Reims und Arras Verwundeten gelungen wäre? Ob King George oder der Zar (in Paris sind seit drei Monaten alle Theater geschlossen, nur Kinos noch offen) im Hofschauspielhaus ein Drama dulden würde, das Deutschlands Erlösung, und wärs von Römern oder Schweden, durch Gottes Gnade feiert? Wir sind gutmüthige Leute. Manchmal; wenn des Mützleins Zipfel nach der Sonnenseite wippt. Warum nur, plötzlich, so hart gegen die fremden Künstler, die unhold über uns reden?

Hier wird Unterscheidung Pflicht. Herrn Leoncavallo (Judenfresser schwören gewiß drauf, daß dieses Löwenpferd einst dem Rufnamen Isidor folgte) geselle ich dem allerchristlichsten Tiefseeforscher von Monaco. Diese durch (unverdiente) Kaiserhuld Verpflichteten mußten den Schnabel halten und sind, weil sies nicht thaten, als Rüpel abzuschütteln. Den Bajazzo ließe ich, dennoch, weiter lachen und schluchzen, so oft Meister Caruso sich bequemt, bei

uns zu wohnen. Herr d'Annunzio ist ein Rhetor, dessen Wortgeglitzer nur die hoffentlich aussterbende Gattung der Snobs ergötzte; und förderte sein Schreibergeschäft immer durch die Geberde des Patrioten, Oesterreicherfeindes, Adriaschirmers. Ob ein Wicht, der aus öffentlicher Entblößung einer Frau, einer ihm leiblich vermählten, Gewinn zog und dem die alte Sarah Bernhard deshalb ins Gesicht spie, uns schimpft oder streichelt, wäre selbst in stillerer Zeit nicht eines Wörtchens werth. Die Herren Saint=Saëns, France, Rolland, Maeterlinck, Shaw: Franzosen, Belgier, in London heimischer Ire. Sie konnten höflicher sein. Sühnt aber die Flamme, die ins Vaterland schlägt, nicht von jeder Sünde? Herr Hodler ist allemanischer Schweizer: seine Heimath ist weder verwüstet noch gefährdet. Warum schwieg er nicht? Warum unterschrieb er, der germanische Menschen, der die norddeutsche Jugend des Befreiungskrieges so herrlich gemalt hat, einen Fehderuf wider Deutschland? „Verbiete Du dem Seidenwurm, zu spinnen, wenn er sich schon dem Tode näher spinnt!“ Laset Ihr Tassos Gespräche mit dem Herzog und dem Staatssekretär von Ferrara und kennet des Künstlers Wesen noch nicht? Dem ist die Kunst die Krone, das Kunstwerk der Zweck allen Lebens. Der prüft nicht kühl, ob Gräuelkunde, die in sein Ohr drang, fest beglaubigt ist; jach fährt er auf und brüllt seinen Zorn in die Lüfte. Während des vorigen Franzosenkrieges that Verdi wie jetzt Hodler. Auch Italien war neutral; den Preußen obendrein, 1866 und 70, dafür zu Dank verpflichtet, daß sie Oesterreich schlugen und den Savoyern den Weg nach Rom öffneten, den Frankreich sperren wollte. Acht Tage vor der Einverleibung des Kirchenstaates ins Königreich Italien schrieb Verdi (dessen „Aida“ der Kronprinz von Preußen, in den Tagen der Suezkanalfeste, im Kairo Ismaels bewundert hatte) an eine Freundin: „Frankreichs Unglück zerreißt mein Herz. Dieses Land spendete der modernen Welt Civilisation und Freiheit; mit ihm würden sie sterben. Mögen unsere Schreiber und Politikmacher den Verstand und die Wissenschaft, sogar (Gott verzeihe ihnen!) die Kunst der Sieger von heute noch so laut loben: wenn sie näher zusähen, fände ihr Auge in den Adern der Preußen noch das alte Barbarenblut. Die Deutschen sind maßlos stolz, hart, unduldsam, verachten alles nicht Germanische und haben einen unwiderstehlichen Hang in Räuberei jeglicher Art. Sie sind stark, aber nicht civilisirt;

vielleicht Gehirnmenschen, doch ohne Herz. Was soll man über diesen König denken, dessen Lippe alltäglich von Gott und der Vorsehung spricht und der, unter dem Schutz der Vorsehung, wie er sich einbildet, den schönsten Theil Europas zerstampft? Er wähnt, zur Veredlung der Sitten, zur Bestrafung der Laster unserer Zeit berufen zu sein. Wahrhaftig: ein sonderbarer Sendling des Herrn! Sein Vorgänger war der Hunnenkönig." (Ein Gelehrter sagt mir, das Gotenwort Ata, Vater, werde mit zwei t, nicht, wie ich glaubte, mit einem geschrieben; Väterchen heißt also Attila.) „Der Hunne empfand wenigstens vor der Majestät des Alterthumes Ehrfurcht. Der Preuße will Paris beschießen. Und was thun wir? Hunderttausend italische Soldaten konnten Frankreich retten. Mit ihm besiegt und zum Friedensschluß gezwungen zu werden, wäre mir lieber als dieses thatlose Hindämmern, das uns Verachtung eintragen muß. Nicht morgen, doch übermorgen wird der ganze Erdtheil in Kriegszustand sein. An Vorwänden fehlts nicht. Noch schwebt ja der Streit über die Adria, die der Deutsche ein germanisches Meer nennt." Der Brief wurde 1870 gedruckt: und könnte von gestern sein. Dem alten König Wilhelm hat er Manrico und Violetta, Rigoletto und Aida niemals verleidet.

Herr Hodler ist nicht so groß und war nicht so grob wie Verdi. Er hört: Durch der Deutschen Schuld ist ein Rubens, vielleicht gar ein Vermeer, sind die unersetzlichen Bauwerke und Handschriften von Loewen in Brandzündergluth zerstört worden; die Deutschen beschießen die Kathedrale von Reims, die schönste Steinzier Europas, und haben auf die Kirche Unserer Lieben Frau von Paris Bomben geworfen. Er fragt nicht, wie ein Nüchterner: Mußten sie? Blieb ihnen nur die Wahl, dem Gethürm alter Baumeister oder jungem Menschengewächs ihrer Erde das Leben zu kürzen? Kunst ist ihm hienieden das Höchste. Kunst muß unter allen Umständen andächtig geschont werden. Gotische, vlamische Kunst, denen er das beste Erbe dankt, vernichtet? Er heult auf: „Barbarei!" Unterschreibt jeden Protestzettel, den Geschäftige ihm vorlegen; wahrscheinlich, ohne den Wortlaut geprüft zu haben. Schwächere Künstler haben in den Fällen Gorkij und Ferrer nicht bedachtsamer gehandelt; auch später noch mit ihrem Namen manche „Wahrheit" gedeckt, die aus dem Preßteich erangelt war und vor der Kundige die Achseln hoben. Den Schweizer, der öffent-

lich die frommste Achtung des deutschen Wesens bekannte und dessen Kunst Deutschland ehrt, mußte Kameradschaft freundlich in klarere Erkenntniß überreden, statt ihn rauh aus der Reihe zu stoßen. Sein Ruhm und seine Einkunft stammt aus dem Deutschen Reich? Sollte er schweigen, um sich den Markt zu erhalten? Wers fordert, lebt im Sittlichkeitklima Dessen, der stets bereit ist, das dem Brotgeber wohlgefällige Lied anzustimmen, und nur dem in Paris ausgepfiffenen Wagner erlaubt, Frankreich zu schelten. Die Begründung entwürdigt das Urtheil; daß Herr Hodler nicht seinen Vortheil wog, hebt ihn über die Profitschnüffler, denen auch ein Weltkrieg nur als Anschlußgelegenheit wichtig wird. Das Flachland der Politik von Gefühlsergüssen überschwemmt, gegen Völker, mit denen wir morgen wieder verkehren, Wissen und Waare austauschen müssen, das schnödeste Wort nicht schnöd genug: und Politikerstank auf den Firnen der Kunst? Die Weihezeit würde besudelt. Und das Ausland spräche: „Die Deutschen verbieten dem Künstler, dem sie was abgekauft haben, seine Ueberzeugung laut werden zu lassen." Nein. Die kümmert uns nicht. Die biederste Gesinnung ersetzt uns nicht mächtige, nicht einmal feine Kunst. Nur dem Philister ist der Künstler unverständlich, dessen Seele unter der Botschaft von einer Kunstvernichtung schaudert. Der Visionäre, vatum, Traumgestalter rasch erregbares Geschlecht lebt nach eigenem Gesetz. Ihr Können, das auf die Höhen, in die Tiefen der Menschheit fortwirkt, entschuldigt von jedem Fehl trabender Heerdenvernunft. Wo sie in Uebermacht thront, kann der Künstler nicht athmen. Freuet Euch, in Hagen, Hannover, Jena, der männlich starken Bilder Hodlers, des Germanen, und vergesset, daß Künstlerszorn ihn in ungerechten Spruch trieb; weil er nicht besonnen ist, malt er den Tell und anderes mythische Mannsvolk. Da Friedrich Wilhelm dem Fritzenschmäher Macaulay den Fritzenorden gab, fühlte er sich als Deutschen. Sein Großneffe, der Kiplings indobritisches Blut, trotzdem es oft gegen deutsches Thun aufschäumte, gern im Dschungel pochen hört, wird nicht wünschen, daß seine Landsleute sich steif von den Maeterlinck, France, Rolland wenden. (Der spitzig kalte Kelte und überkluge Witzling Shaw war nachgerade überschätzt worden; und daß Kleine, von Donnay bis hinab zu Ohnet, unter die Kläffer gekrochen sind, ist ein Glück.) Als ich von Maeterlincks seltsam schön umnebelter Welt leiden-

der, lichtscheuer und doch auch vom Dunkel verängsteter Homunkel den Schleier gehoben hatte, schrieb mir der Dichter, erst von diesem Tag an, der sein Werk zum ersten Mal Deutschen empfahl, dürfe er Wirkung hoffen. Soll er deshalb nicht mit der Feder und anderem Gewehr gegen Deutschland, den Ueberwältiger seiner vlamischen Heimath, kämpfen? Der Kleist des Katechismus für Deutsche und der Hermannsschlacht hätte ihn begriffen. Und zu den am anderen Empfindenspol Wohnenden spricht Goethe: „Mit dem Nationalhaß ist es ein eigenes Ding. Auf den untersten Stufen der Kultur wird man ihn immer am Stärksten und Heftigsten finden. Es giebt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet, wo man gewissermaßen über den Nationen steht und man ein Glück oder Weh seines Nachbarvolkes fühlt, als wärs dem eigenen Volk begegnet." Solches Glückserlebniß war ihm Bonaparte, „der Halbgott, der Kerl, dem wirs nicht nachmachen können." Korse oder Franzose? Der Künstler-Mensch, den der Dämon am Gängelband führt und im Zustand ewiger Erleuchtung, ewiger Begnadung durch Gottheit hält. Erst mit der Zeugerkraft stirbt die Hitze.

Was gedruckt wird.

„Die bayerischen Truppen sollen schon oft gemeutert haben. Achttausend Gefangenen, die auf der Eisenbahn aus Frankreich kamen, gaben sie bequeme Gelegenheit, Bürgertracht anzulegen und zu fliehen. Die Neigung in Ungehorsam und Meuterei wird durch die Thatsache erklärt, daß die Königin von Belgien, eine bayerische Prinzessin, von den Preußen schlecht behandelt wurde." (Morgenavisen.) „Nach all den guten Meldungen, die in jüngster Zeit von den Kriegsschauplätzen kamen, ists begreiflich, daß Deutschland nach Frieden winselt. Unsere Pflicht ist aber, die Deutschen in den tiefsten Nothstand zu treiben. Ein Volk, das aus blinder Zerstörungwuth Loewen in einen Aschenhaufen verwandelt, Kinder auf Bayonnettes gespießt, Pflegerinnen die Hände, anderen Frauen die Brüste abgeschnitten, Verwundeten die Augen ausgestochen, Mädchen geschändet und sich an unbeschreiblicher Unzucht ergötzt hat, muß behandelt werden, wie solcher Raubmörderbande zukommt. Die Schandthaten hatte der Kaiser befohlen, der jetzt, als er gerade hoffte, im Triumphzug durchs Thor von Paris zu reiten, aus Frankreich herausgeworfen wurde. Aber

das edle Volk stimmt ihm zu und bewundert seine feige Teufelei. Von dem blutdurstigen Professor Harnack bis in die unterste Schicht der Eisenbahnbeamten jauchzt Alles, wenn berichtet wird, daß irgendwo eine wehrlose Mutter erschossen worden ist. Deutschland darf nicht frei athmen, ehe es den Verbündeten die ganze Doktorrechnung bar bezahlt hat. Die Hohenzollern müssen natürlich vom Thron steigen. Mit Stumpf und Stiel muß diese Pflanze ausgejätet werden. Ueberlebt der Kaiser seine Niederlage, dann mag er auf einer fernen Insel hausen. Nicht etwa auf Sankt Helena; dieser Name weckt die Erinnerung an Einen, der, mit all seinen Fehlern, ein Mensch, nicht ein Werwolf, war. Man könnte die englische Insel Tristan da Cunha wählen. Dann wäre die Höhe der Entschädigungsumme zu bestimmen. Deutschland muß zahlen, bis der Bankerot vor der Thür steht. Zwanzigtausend Millionen Mark: von diesem Betrag könnte die Erörterung ausgehen. Das Reich wird in seine Bestandtheile aufgelöst und jedem Stamm der Raum gewährt, der ihm ziemt. Krupps Fabriken werden niedergerissen und die deutschen Kriegsschiffe dem Sieger ausgeliefert. Ist der Nordostseekanal internationaler Besitz und Helgoland entfestigt, dann können wir in Berlin den Friedensvertrag diktiren. Dem Heer und seinem Troß darf aber nicht erlaubt werden, die Lüge in die Zeitung zu setzen, daß deutsche Truppen als Sieger in Paris, London, New York stehen und daß der König von England neben den Präsidenten Wilson und Poincaré in Potsdam eingesperrt ist. Minister Churchill sprach Wahrheit: in diesem Krieg endet unser Leben oder Deutschlands. Dessen Wille ist, England und Frankreich zu vernichten. Dessen Sehnsucht, auch englische Kinder auf Bayonnettes zu spießen und englischen Mädchen die Hände abzuhacken. Wenn solcher Vorsatz ein vielköpfiges und starkes Volk beherrscht, ist er so gefährlich wie eines Tigers Ansprung gegen einen Menschen. Töte ich nicht den Tiger, dann tötet er mich. Ein Vertrag mit Deutschland ist nicht mehr werth als ein mit dem Tiger abgeschlossener. Deshalb müssen wir warten, im Nothfall bis ins Jahr 1919, und so übermächtig werden, daß wir alle Bedingungen vorschreiben und den deutschen Militarismus, die deutsche Bestialität vernichten können. Delenda est Germania!" (Financial News.) „Der Werth deutscher Kultur beruht fast nur in den Schätzen, die ihr, auf dem Weg über Frank-

reich und England, aus den Kulturen von Hellas und Rom zugeführt worden sind. Was bliebe von Goethe, wenn man ihm das von Shakespeare, Voltaire, Rousseau Entlehnte nähme? Unter der Zuchtruthe ihrer Lehrer haben zehn Generationen unseres Volkes vor Clavigo und Iphigenie erbleichend gezähnt. Schillers Tragoedien sind ehrlicher deutsch, aber durch Romantikerflitter verdorben. Was haben sie noch? Kant. Wars nöthig, daß er das Gewicht seiner bleiernen Bücher auf eine Welt wälzte, der die Civilisation der Mittelmeerländer nach der Bibel das Evangelium, nach Platon Descartes geschenkt hatte? Die erste Wirkung des Kreuzzuges, den Frankreich für das Ideal unternommen hat, wird die Erlösung der Civilisation aus dem Joch deutschen Geistes sein. Unser Volk wird neue Meisterwerke schaffen: und die Deutschen werden sie wieder nachmachen, nachfälschen, wie sie mit aller Schönheit thaten, die westliche Erfinderkunst ihnen in Verschwenderfülle vors Auge stellte. Nietzsche wollte die Musik mediterranisiren. Wir müssen die Civilisation entdeutschen." (Minister a. D. und Akademiker Hanotaux im Figaro.) „Herr Romain Rolland sagt, er liebe das alte Deutschland und bleibe seinen deutschen Freunden treu. Weiß er, ob darunter nicht Mancher ist, der wehrlose Franzosen gemordet hat? Er meint, die Deutschen vertheidigten die Gedankenwelt und die Stadt Kants gegen die Kosaken. Kant, Herr Rolland, sagte tyrannischen Völkern, die schwächere überwältigen würden, voraus, daß die Rache der verbündeten Kleinmächte sie treffen werde. Er wollte die Gesellschaft auf die Vernunftgründen, Freiheit und Gleichheit Allen sichern und grüßte fröhlich das Morgenroth der Französischen Revolution. Was er über Völkerrecht und ewigen Frieden schrieb, ist die bitterste Verhöhnung des Ideals der Deutschen von heute. Die kämpfen nicht für Kants Gedanken, sondern schänden und morden sie. Wenn er noch lebte, würde er sich schämen, Preuße zu sein." (Professor Aulard im Matin.) „Die Académie des inscriptions et belles lettres hat vernommen, daß deutsche Gelehrte (in dem ‚Aufruf an die Kulturwelt') die Oeffentliche Meinung zu täuschen versuchen. Sie sieht mit schmerzhafter Ueberraschung, daß berühmte Männer, sogar solche, die sie ihrer Arbeit gesellt und denen sie damit einen Theil ihrer Ehre anvertraut hat, die Ableugnung erwiesener Thatsachen nicht scheuen, wenn sie hoffen, durch dieses Mittel die Offenbarung von Verbrechens-

schuld zu hindern, und daß diese Männer, statt selbst den Thatbestand zu prüfen und unwiderlegliche Zeugenaussagen zu hören, blind einer Regirung vertrauen und vielleicht gehorchen, die ihre Verachtung des gegebenen Wortes offen eingestanden hat. Die Akademie spricht aus, daß Männer, die ihres Namens Ansehen in den Dienst roher Gewalt gestellt und ihr in Verkleidung geholfen haben, groben Verstoßes gegen die Pflicht der Ehre und des Anstandes schuldig scheinen. Die Akademie beschließt, diese Erklärung in öffentlicher Sitzung verlesen und ins Protokol einfügen zu lassen." (Die zwei anderen Akademien des Institut de France haben dem Bannspruch zugestimmt.) „Am sechzehnten Oktober haben drei von einem Unteroffizier geführte französische Soldaten zwölf deutsche und einen Sergent in einem Grenzdorf überrumpelt und gefangen. Die Deutschen sagten, sie könnten den Hunger nicht länger aushalten und seien seit Tagen bereit, sich zu übergeben. Das ist schon öfter geschehen. Neu ist nur, daß diese Soldaten von den Kriegserklärungen Englands und Japans noch immer nichts wußten und, als sie davon hörten, in Tobsucht geriethen. Wenn das ganze Heer, riefen sie, erst die Wahrheit erfährt, werden große Massen deutscher Soldaten die Gefangenschaft wünschen und suchen." (Le Figaro.)

„Eine Nation muß handeln wie ein anständiger Mensch. So lange es Völker giebt, die, ohne den Schatten eines Vorwandes, nur, weils ihnen Vortheil verheißt, über ein kleineres, aber tapferes, ehrliches, fleißiges, von feierlichen Verträgen geschütztes Volk herfallen und es niederschlagen, darf keins sich dem Wahn hingeben, durch seine Redlichkeit, seine gute Absicht und durch Bürgschaftverträge vor ähnlichem Unheil sicher zu sein. Belgien hat seine Ehre gerettet und das Mitgefühl der ganzen Erde erworben. Ein Friede, der ihm nicht zurückgiebt, was es verloren hat, und der nicht für immer die Wiederkehr solcher Unbill ausschließt, wäre kein Friede." (Präsident a. D. Roosevelt im Outlook.) „Um sich von der neuen Beschießung der Kathedrale von Rheims zu entschuldigen, behaupten die Deutschen, auf den Thürmen stehen Beobachtungposten, die Lichtsignale geben. Das ist eine neue Lüge. Wozu sollten wir auf halb zerstörte Thürme Beobachter stellen? Die ganze Ebene vor Reims ist eben so gut und mit geringerer Gefahr von den Nachbarhöhen aus zu übersehen. Und hätten wir

auf den Kirchthürmen Posten, dann könnten sie, ohne daß der Feind es merkt, der Artillerie durchs Telephon alles Nöthige sagen." (Le Journal.) „An der Marne wollten die Deutschen einen Hauptschlag wagen: es wurde ein Fehlschlag. Sie mußten, athemlos und schlecht genährt, weichen und an manchen Stellen wurde ihr Rückzug wilde Flucht und unsere Offensive Verfolgung. Davon zeugt die Beutemenge, die wir heimbrachten. Der Tagesbefehl hatte den Truppen gesagt, daß ein großes Spiel gewagt werden solle. Da es verloren ist, werden sie glauben, daß ihr Thun, selbst wenn es gelingt, den Zusammenbruch nur aufschieben kann." (General Humbel in La Libre Parde.) „Bei Roye ist der Feind gegen eine Erzwand gerannt. Und während er sich da wundstieß, marschirten wir nordwärts und fügten die verbündeten Armeen in ein Heer. Das ganze Land zwischen Armentières und der See wurde besetzt und damit, wieder einmal, das klassische Umfassungmanöver vereitelt, das der neue rechte Flügel der Deutschen geplant hatte. Noch ists nicht der Sieg. Wer im Dienst der Gerechtigkeit, der Freiheit, also der Wahrheit, steht, wird das große Wort Sieg erst nach der Entscheidungschlacht aussprechen. Doch die Luft schmeckt nach Salz, der Wind weht kräftig aus freier Weite: man fühlt lange schon, ehe mans sieht, die Nähe des Meeres." (Le Figaro.) „Aus dem Marsch nach Paris und dem Marsch nach Warschau ist nichts geworden. Nun ist die Reihe an dem Marsch nach Calais. Kommen die Deutschen endlich an eins ihrer Ziele, dann werden wir allerlei Wundergeschichten von Zeppelinen, Riesenkanonen, Landung und Einbruch in England hören. Der Zweck ist, panischen Schrecken in unser Inselvolk zu tragen. Die deutsche Politik hat die Art des britischen Wesens immer verkannt und verkennt sie noch heute. Uns läßt die Frage von Calais ganz kalt. Und stünden dort noch so viele deutsche Corps: wir sind nicht einzuschüchtern und in die Sehnsucht nach hastigem Abschluß eines schlechten Friedens zu scheuchen. Unseren still gefaßten, unverrückbaren Entschluß, mit den Verbündeten bis ans Ende zu kämpfen, werden wir, was auch geschehe, in gelassener Ruhe ausführen." (The Times.) „England, Frankreich und Rußland haben sich einander verpflichtet, jeden Abschluß eines Sonderfriedens zu weigern. Dieser Pflicht werden sie treu bleiben: eins für allemal seis gesagt und verstanden! Man redet von ‚nicht entehrenden Be-

dingungen'; der Kämpfer, der seine Kameraden im Stich ließe, wäre am Tiefsten entehrt. Frankreich leidet; es wird, wenn Noth dazu zwingt, noch mehr Leid ertragen, endlich aber seinen Feind niederwerfen. Es wird ihn in Ohnmacht zwingen, ihm den Hochmuth austreiben, das letzte Wort haben. Das Selbe gilt für die anderen Mächte." (Herr Hanotaux.) „Wilhelm der Zweite ist mit seinem Stab und Gefolge von Czenstochow nach Schlesien zurückgewichen. Die Wuth über die Niederlage seiner Truppen entlud sich gegen die polnischen Agrarier, die er zu Hunderten in die Militärgefängnisse werfen ließ." (Daily News.) „Marschall von der Goltz ist ein eifriger Schmetterlingsammler. Ein zarter Falter trägt den Namen dieses plumpen Teutonen. Ehe Goltz einen Schmetterling aufspießt, betäubt er ihn. So vermeidet er das schmerzende Schauspiel langsamen Todeskampfes. Und dieser für Schmetterlinge gütige Mann hat geschrieben: ‚Auf das Volk des feindlichen Landes muß man mit allem Schreckensmitteln einwirken, um schnell und ganz mit ihm fertig zu werden und den Krieg, im Interesse der Menschlichkeit, abzukürzen.'" (Le Cri de Paris.) „Der Schnörkel unter dem Namenszug des Kaisers hat die Linien eines Peitschenhiebes. Die Buchstaben sind hastig und regellos aneinandergereiht. Welche Anmaßung in diesem W! Es ist die Schrift eines gewissenlosen, auf Angriff und Beute bedachten Rechners. Das Horoskop des Kaisers läßt ein tragisches Ende voraussehen. Wenn er nur das Mindeste von okkulten Dingern wüßte, hätte er sich gehütet, gerade im August 1914 Rußland und Frankreich den Krieg zu erklären. Das astrologische Zeichen Leo regirt Frankreich; Aquarius, das Zeichen der Revolution, Rußland. Zwischen dem vierzehnten und dem achtundzwanzigsten November 1914 wird Deutschland furchtbares Unheil erleben." (Occult Messenger.)

„Wie schlecht es um die deutschen Finanzen steht, lehrt die Entwerthung des deutschen Geldes auf dem holländischen Markt, einem der wenigen, die ihm noch offen sind. Seit dem Kriegsanfang hat die Mark dort zehn Prozent ihres Werthes verloren. Und man schwatzt uns vor, die deutsche Regirung habe im eigenen Land vier Milliarden zu borgen vermocht! Mit welchen Listen und Trugkünsten, weiß die Welt. Zu Haus mag den Deutschen die Taschenspielerei mit Schriftstücken gelingen. Im Verkehr mit dem Ausland gilt Affenmünze nicht; da wird die Finanzkraft der Staaten

ehrlich abgewogen. Und was sehen wir dort? Deutschlands Kredit ist gesunken, unserer auf der alten Höhe." (Journal des débats.) „Die Deutschen sind an ihrer Ostgrenze und in Frankreich geschlagen worden und dürfen kaum noch hoffen, nach Warschau oder Paris zu kommen. Kein Wunder, daß sie sich gegen England wenden. Deshalb der wilde Marsch nach Calais; von dieser Basis aus möchten sie in unser Land einfallen. Sie träumen, der Aufmarsch ihrer Truppen an der Kanalküste werde uns schrecken und zum Friedensschluß bestimmen. Wenn sie, wider Erwarten, jemals nach Calais kommen, werden sie merken, wie falsch ihre Rechnung war." (The Globe.) „Der Glaube an die Unbesiegbarkeit der Deutschen ist schon jetzt erschüttert. Er wankt, seit sie, statt den laut verkündeten Triumphzug nach Paris anzutreten, von der Marne zurückweichen mußten. Die verbündeten Heere haben, Stein vor Stein, den Tempel zerstört, der den ‚alten Gott' und das Dogma von dem auserwählten Volk göttlichen Wesens umschloß. Der ungeheuerliche Kult, den endlose Geräusche der civilisirten Welt aufzwingen sollten, stürzt in sich zusammen." (Le Temps.) „Stellet Euch vor: Er geht ins Feuer! Er ist an der Front! Oft. Lasset uns dieses Wörtchen ausschlürfen! Oft! Seit wann denn? Seit drei Tagen? Sonst wüßten wirs sicher längst. Zu spät, Majestät! Zu spät, Donnerwetter! Du hast Deinen Auftritt verfehlt und möchtest uns jetzt überzeugen, daß nicht Furcht noch Gewissensbiß Dir den Schlaf raubte, sondern der Lorber des großen Königs Albert." (Herr Jean Richepin im Petit Journal.) „In Berlin erkannte ich, daß die Deutschen sich gern Barbaren nennen hören; sie freuen sich, gehaßt, verabscheut zu sein, und bilden sich ein, daß die ganze Welt sie fürchte. So viele Völker in gemeinsamem Zorn wider Deutschland: darauf sind sie stolz. Die neuste berliner Mode ist jetzt, Sympathie mit Frankreich auszudrücken. ‚Gegen uns kommen, natürlich, die Franzosen nicht auf. Deutschland über Alles! Schließlich sind sie aber nicht ganz unwürdig, gegen Wilhelms Soldaten zu kämpfen. Sie sind ritterlich, geistreich, fein und tapfer. Schade um das arme Frankreich, das, wider seinen Willen, von den niederträchtigen Briten, den Mördern Johannas von Orleans, den Kerkermeistern Napoleons, in diesen Krieg gezerrt worden ist.' Solche Sätze hört man hier. Bereut das schmutzige Thier seinen Frevel? Nein. Aus ihm spricht nur der leidenschaftliche

Haß gegen England. Jeder denkt nur an die Landung in Britanien. Jeder schwelgt in der Vorstellung, daß fünfhundert Zeppelinschiffe gebaut und vierhunderttausend Mann an die britische Küste geworfen werden. Die einfachste Sache, nicht wahr? Alle glauben, daß wir die Angreifer waren und daß Deutschland endlich doch siegen wird. Jeder Tag bringt neue offizielle Lügen, die den süßen Wahn nähren. Geduld: auch die Deutschen werden erwachen. Dann aber mögen sie auf der Hut sein!" (Herr Aghion im Matin.)

Im Nebelmonat.

Wer den Klängen, den Bildern der Fremde das Ohr und das Auge verschließt, kann leicht erschlaffen. Er verlernt (oder lernte nie), daß die Schwarzkünstler und Heinzelmännchen der Heimath sich emsig mühen, ihn und Seinesgleichen an jedem Morgen mit Honig zu letzen, vor jedem Mittagsmahl mit russischer Sakuska in Eßlust zu reizen, für jede Nacht mit Wärmflaschen auszustatten. Hier heißts, Englands Handelsflotte (die bisher ein Schiff von hundert verlor) sei zur letzten Oelung fertig. Dort werden die gefangenen Russen so oft vorgeführt wie in Opernaufzügen mannichfach vermummte Statisten (und der arglos Gläubige fragt weder, ob der Zar nun, ohne Mannschaft, Kinder und Mütterchen ins Feld stellen werde, noch, warum die Ueberwinder solcher Menschheit nicht recht vorwärtskommen). Gestern zerrauften Inder und Araber des Britenleun Mähne; morgen mäht ihm und seinen Wüstengefährten die Osmanensichel die Köpfe vom Rumpf; und übermorgen setzt vielleicht Ferdinandus Rex (wenn er sich nicht nach der anderen Seite besinnen muß) den Heldenfuß auf die bebende, verblutende Flanke. Ob so unwürdiges Getös, Geschwätz, Getrüg nicht im Haus reifer Menschen entbehrlich wäre? Gewiß ist, daß es nirgends und niemals lange genug währen kann. Daß einmal der Tag dämmert, in dessen Nebelröthe die Gehätschelten, Gefütterten, Eingewickelten zuerst ungeduldig, dann mißtrauisch, endlich im Willensstrang schwach werden. Erste Frage: „Weshalb gehts, nach glorreichem Anfang, jetzt so langsam?" Zweite: „Erfahren wir wirklich Wahres?" Dritte: „Räth vorsichtige Vernunft nicht, ein irgendwie leidliches Ende zu machen?" Graute uns dieser Tag: Deutschlands Sache wäre zur Hälfte verloren. Drum ists nöthig, dem Feind ins Antlitz zu schauen, seine Stimme zu hören, den Puls seines Willens zu fühlen. Drum müßte dem Herrn Mei-

nungredakteur, der sich einen Patrioten und Schlaukopf gar dünkelt, weil er zwischen je zwei Hauptsätze eines lehrsamen Berichtes sein unwahrhaftiges Schnodderssprüchlein klemmt, als einem unredlichen Händler die Kundschaft entzogen werden. Nicht darauf kommts an, daß aus dem Holzpapier nur Rosinen zu naschen sind und nie Bittermandeln den Gaumen ärgern, sondern auf die Erhaltung der Volkswillenskraft für eines ungeheuren Krieges unerrechenbare Dauer. Kein Stück von ihr werde vergeudet!

Die Jungtürken haben ihren, vor tausend scharfen Augen, lange vorbereiteten Feldzug gegen den westöstlichen Dreibund, den einzig noch lebenden, begonnen. Welchen Zeitraum er füllen, wohin er führen, ob er auch uns nützen wird, kann heute kein Sterblicher wissen (und der Politiker, ders ahnt, darf es, auch wenn er vor Behörden nie schlottern lernte, nicht sagen). Eins nur: Noch der Nutzen müßte, von beiden Zinsgenießern, eines Tages furchtbar theuer bezahlt werden. Deutlich aber, schroff sogar müssen wir unsere Sache von der des Paschas und Prinz-Gemahls Enver scheiden. Osmans Glück auf den steilen Weg! Doch was da wird, ist nicht unser Krieg. Ist ein dem japanischen nicht nur durch die Hautfarbe ähnlicher. Wer den einen verdammt, sänke aus der Achtung Ernster, wenn er den anderen priese. Wer den Türken als den Genossen unseres Kampfes huldigt, nimmt, auf jedem Platz, dem Deutschen Reich die Bleibsel gewichtiger Zuneigung und fördert das Spiel unserer Feinde, die schon die neue Mär ausschreien. „Sie könnens allein nicht schaffen und haben sich, am Thor der Verzweiflung, die Khalifenhorde gemiethet." Schlimm genug, daß auf berliner Straßen ein Geschmatz wie von Bruderküssen hörbar (und bis in den Athem Oeffentlicher Meinung ruchbar) wurde. Schlägt der Türke den Russen, unterschlägt er dem Franzosen Schuldsumme und Zins, bleibt der Balkanbund und der Herr über Libyen still, steht der Islam gegen den angelsächsischen Bändiger auf: wir werden jeden Streich behutsam münzen. Aber wir bleiben allein. Uns kann, soll (und, geradeheraus: darf) Keiner helfen. Die Stunde zur Genossenschaft ist verstrichen. Pflicht jetzt: scharfe Trennung der Verantwortunglasten. Deutschlands Grenzen sind beinahe wieder frei. Seine Völker noch des Kampfes nicht müde; und fähig, eine Million neuer Krieger in den nächsten Lenz zu schicken. Saget ihnen, was ist. Das Wagniß war ungeheuer. Dennoch: Wir habens mit wachen Sinnen gewagt.

Zucker und Fett.

Der Fabrikant und Händler, dem die Möglichkeit winkt, Geld zu verdienen, kann sich auch in Kriegszeit nicht leicht zu „höheren Rücksichten" bequemen. Die könnten im Zuckerreich von ihm verlangt werden. Deutschland ist der stärkste Produzent von Rübenzucker. Die Gefahr eines Zuckermangels ist kaum denkbar; der Ueberschuß, der exportirt wird, ist so groß, daß selbst nach schlechter Ernte der inländische Verbrauch befriedigt werden kann. Die Zuckerrübencampagne 1913/14 war sehr erfolgreich: da kam der Krieg und das Ausfuhrverbot, das dem wichtigsten Abnehmer deutschen Zuckers, Großbritanien, das Leben entzuckern, also verbittern sollte. Gegen diese Taktik war nichts einzuwenden. England will unserem Handel schaden; wir müssen ihm vergelten, wo wir können. Vor einigen Jahren konnte der Rübenzucker das Säkularfest der Erinnerung an die Kontinentalsperre feiern, die ihm zu seiner wirthschaftlichen Bedeutung half. Vorher hatte der Rohrzucker die Welt beherrscht; der Kampf gegen Englands übermächtigen Handel erzwang den Sieg der Rübe über das Rohr. Heute will Britanien den Handel seines stärksten Konkurrenten niederringen; es ist nicht mehr Objekt, sondern Subjekt der Kontinentalsperre. Die englischen Versuche, sich eine leistungsfähige Rübenzuckerindustrie zu schaffen, um von Deutschland und Oesterreich-Ungarn unabhängig zu werden, sind an dem Mangel natürlicher Voraussetzungen, besonders der zum Zuckerrübenbau geeigneten Menschen, gescheitert. Trotzdem wurden die Bemühungen, seit dem Bestehen der Brüsseler Zuckerkonvention, immer wieder erneut. Durch die Zuckerkonvention (eine Schöpfung Chamberlains) vom ersten September 1903 wollten die Briten den Kolonialzucker gegen den mörderischen Wettbewerb des europäischen Prämienzuckers schützen, zu gleicher Zeit aber ihrer Nahrungmittelindustrie, besonders der Fabrikation von Marmelade, den wohlfeilen Bezug des Rübenzuckers sichern. Unordnung auf den Zuckermärkten, Preiswillkür und Ausbeutung der Konsumenten durch die Spekulation: an sittsamen Triebkräften fehlte es auch damals nicht. Die meisten Länder Europas schlossen sich der Konvention an. Doch im vorigen Jahr beschlossen England und Italien den Rücktritt. Die Konvention war 1913 abgelaufen, wurde aber, trotz den beiden Lücken, für fünf Jahre erneut. Heute lebt sie nicht mehr. Frankreich und Belgien sind durch den Krieg ausgeschieden. Bleiben Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Luxemburg, die Niederlande und die Schweiz. Ob der Torso nach dem Krieg ergänzt werden kann, ist ungewiß. Die britische Regirung wollte hindern, daß das alte, den englischen Markt störende System der Ausfuhrvergütungen und Schleuderpreise wieder wirksam werde. War die Kündigung ein Versuch, sich früh auf die Sperrung der europäischen Zuckerausfuhr vorzubereiten und den Import von kubanischem Zucker

zu fördern? Sicher ist, daß die Briten den deutschen Zucker noch lieben und auf Umwegen diese süße Speise zu erlangen suchen. Dadurch entstand der Zwiespalt in den Meinungen über die Zuckerausfuhr während des Krieges. Der ändert schnell alle Lebensbedingungen. Wünsche des Nehmers und Interessen des Gebers gerathen in heftigen Streit; die Bedürfnisse des Händlers stoßen auf die des Staates, manchmal auch des Erzeugers. Im Jahr 1807 hatte England die Zuckerkrankheit fast schmerzlos überstanden; jetzt, hofft man, wird sie das Inselreich nicht nur plagen, sondern auch schwächen. Sein Versprechen, Rohr- und Rübenzucker gleich zu behandeln, ist hinfällig geworden. Auch der Wirthschaft naht eine neue Zeit. Wie sollte Deutschland im Zuckerkrieg seine Schlachtreihe aufstellen? Das war die umstrittene Frage.

Der Bundesrath hatte den Wortlaut des Ausfuhrverbotes geändert und bestimmt, daß die Ausfuhr das übliche Quantum haben darf, natürlich nur für den Verkehr mit neutralen Ländern. Da diese Länder aber von 11 Millionen Doppelcentnern, der Ausfuhrmenge des Jahres 1913, nur den fünften Theil bezogen haben, während auf England und seine Kolonien 8½ Millionen fielen, gilt die neue Verfügung Manchen als unhaltbar. Britanien kann in Holland Zucker kaufen, nach Holland kommt deutscher Zucker: die Zuckersperre ist also gegen England nicht wirksam. Der Geschäftsmann sieht die mageren Tage des deutschen Außenhandels und sagt sich: „Wir dürfen keine Gewinnmöglichkeit auslassen und schädigen den Feind auch durch hohe Preise." Diese Auffassung ist nicht leicht zu widerlegen. Die deutsche Zuckerindustrie ist ein wesentlicher Theil des deutschen Geschäftskörpers; und wird gefordert, daß der Kreislauf der Güter und des Geldes kein Hemmniß finde, so darf nichts geschehen, was den Weg der Produkte zum Abnehmer sperrt. Deshalb waren die Zuckerleute nicht einmal mit den Konzessionen zufrieden, die ihnen die Regirung machte: sie wollten, daß ihnen die Ausfuhr ganz freigegeben werde. Die andere Partei sagte: „Niemand weiß, wie die Ernte des Jahres 1915 ausfallen wird. Auch auf schlechten Ertrag muß man gefaßt sein. Da Zucker ein unentbehrliches Nahrungmittel ist, müssen wir ihn für den eigenen Verbrauch aufsparen, statt ihn Fremden zu verkaufen."

Die Physiologen treten auf den Plan und weisen auf die drohende Fettnoth. Der Krieg ist eine Entfettungskur, nicht nur wegen der knapperen Zutheilung der Nahrung, sondern auch, weil weniger Fett ins Land kommt. Amerikanisches Schweineschmalz und Margarine werden zu Luxusartikeln; und die Viehmast wird zum Kunststück, wenn es nicht mehr genug Futter giebt. Der Talg, den man sich in Tagen des Ueberflusses nur als einen Gegenstand des Schreckens vorstellen kann, gilt in Nothzeit als Manna. Deutschland bezieht einen Theil seiner Futtermittel vom Ausland. Dieser Theil fehlt nun. Um den Mangel auszugleichen, giebt es zwei Möglichkeiten: mehr Vieh zu schlachten oder Ersatzfutter zu schaffen. Der erste Weg ist durch einen Stacheldrahtzaun von Bedenken gesperrt. Wird die Zahl des Schlacht-

viehs verringert, weil es nicht zu ernähren ist, so wird der „Blutkoeffizient“ der Bevölkerung heruntergesetzt. Die ganze Wirthschaft leidet, wenn die Zahl unseres Zuchtviehs verringert wird. Also bleibt die Lösung des Problems von der Futterseite aus. Korn oder Kartoffeln den Menschen entziehen und dem Vieh geben: Das wäre Kurpfuscherei. Zucker ist für die Viehfütterung brauchbar; Melasse ist ein wichtiges Zuckerprodukt. Wird wenig Rohzucker exportirt, dann haben wir in ihm ein Nahrungmittel: zwei Gramm Zucker haben die selbe Nährkraft wie ein Gramm Butter oder Schmalz. Die fehlende Fettmenge müßte also durch das doppelte Quantum Zucker ausgeglichen werden. Deshalb bekommen die Neutralen nicht mehr Zucker als vor dem Krieg.

So kämpft der Physiologe und Volkswirth gegen den Industriemann. Jeder will dem Volke dienen. Der Eine es vor der Gefahr der Entfettung und des Verhungerns schützen, der Andere für die Lebenskraft der Wirthschaft sorgen. Jener hält Muskeln und Fasern für wichtig; Dieser Gewinne, Dividenden und einen guten Abschluß der Handelsbilanz. Der Streit kann erst entschieden werden, wenn man genau weiß, wie lange der Krieg dauern wird. Davon hängts ab, ob sich Deutschland eine reine Industriepolitik gönnen darf. Das Fett kann, unter Umständen, auch Schicksal der Industrie werden. Man muß die Räder schmieren, daß sie laufen. Was in den Fabriken saust und lärmt, was über die Eisenbahnschienen ächzt und kreischt: Alles muß geschmiert werden. Keine von den Millionen und Abermillionen Achsen, die sich in der wirthschaftlichen Großwerkstätte des Deutschen Reiches drehen, darf sich heiß laufen. Kein Rad, das gebraucht wird, darf stillstehen. Der Krieg verlangt angespannte Arbeit zahlloser Maschinen; Schmieröl ist deshalb die Parole. Deutschland braucht in dem stürmischen Lebenshunger, der seinen Wirthschaftmechanismus beherrscht, große Mengen des wichtigen Produktes. Die Jahreseinfuhr mineralischer Schmieröle beträgt etwa 260 000 Tonnen. Der Hauptlieferant sind die Vereinigten Staaten: 111 000 Tonnen. Danach Rußland mit 109 000 und Oesterreich mit 36 000 Tonnen. Die russische Einfuhr ist natürlich zu streichen. Bleibt die österreichische als sichere, die amerikanische als zweifelhafte Größe. Wenn es gelingt, den Import von Amerika zu erhalten, so ist jede Sorge gebannt. Sonst muß Ersatz geschafft werden. Die anderen Produzenten können ihre Lieferungen steigern; im Verbrauch läßt sich sparen, da die Industrie nicht mit voller Kraft arbeitet und das Schiffahrtgeschäft fast aufgehört hat. Trotzdem ist nicht sicher, ob man ohne Ersatzstoffe auskommen wird. Reichen die mineralischen Quellen nicht aus, so müssen die Thiere helfen: Fett statt des Schmieröls. Der gesteigerte Zuckerkonsum kann also auch den Maschinen das Leben erleichtern, wenn der Mensch auf einen Theil der thierischen Fette, die er zu seiner Ernährung braucht, verzichtet. Ein Glück ist, daß wir überall tüchtige Männer haben, die all diesen schwierigen Fragen die nützlichste Antwort suchen. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Für Inserate verantwortlich: Alfred Weiner. Druck von Raß & Garleb G. m. b. H. Berlin W. 57.